

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Hest 6.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 16. März 1890. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Völlig verwirrt hielt Lelenmerz ihre Hand und erwiderte stotternd: „Sind Sie es wirklich, Fräulein Tina, — kein schöner Traum, aus dem ich wieder, wie schon so oft, — und so früh? ...“

Nach dem abgebrochenen Satze bedeckte die Röthe seine Züge noch tiefer; die Angesprochene fiel ein: „Haben Sie vergessen, daß Sie mich neulich eingeladen, Sie bald einmal hier zu besuchen?“

Ihre Lippen hatten einen Versuch gemacht, es in scherzendem Tone zu erwidern, allein dieser entsprach dem Gewollten nicht, und sie fügte ernst nach:

„Es ist wohl ein Zeichen, daß ich Sie hier antrefte, ehe ich den Hof noch betreten. Mir ist, Lelenmerz, Sie haben am letzten Abende bei uns in Wirklichkeit etwas vergessen, — etwas, das Sie schon öfter sagen gewollt, wozu Sie vielleicht durch meine Schuld nicht gekommen. Oder durch die Gegenwart Anderer, ich weiß nicht, was Sie abgehalten. Aber wenn's nicht Täuschung von mir ist, so wollte ich das Meinige thun und thue es heute Morgen, meine Schuld auszugleichen, an einem Plage, der keine Zuhörer besitzt.“

Sie sah ihn freundlich an; der starke Mann zitterte, in raschem Wechsel völlig blaß geworden, wie ein von Furcht geschüttelter Knabe. Er hatte ihre Hand wieder ergriffen, es schien, als suche er einen nothwendigen körperlichen Halt daran. Und stotternd entgegnete er nur: „Tina, — verstehe ich, — was Sie —?“

„Habe ich recht verstanden, Ihr Traum, daß ich manchmal hierher gekommen, sei ein schöner für Sie gewesen? Wenn das so war, will ich versuchen, was in meiner Kraft ist, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Verlangen Sie von den Lippen nicht mehr, die Hand spricht das Uebrige.“

Sie drückte dazu die feine; das Unglaubliche, was er nicht zu hoffen gewagt, war nicht Traum, sondern Wahrheit in hellem Morgenjonnenslichte. Ueberwältigt kniete er mit einer schlichten Natürlichkeit vor ihr nieder, wagte es, ihre Hand zu küssen, stammelte: „Du willst meine Frau sein, — wie soll ich Dir Deine Güte danken, daß Dein Mund gesprochen hat, was meiner nie herausgebracht hätte?“

„Nein,“ — sie hob ihn hastig auf, — „halte mich nicht für zu gut! Das magst Du nach Jahren beurtheilen, wenn Deine Frau sich Dir bewährt hat, — heute bin ich eigensüchtig und fordere von Dir einen Kaufpreis für sie.“

Ein mattes Lächeln ging ihr um den Mund, sie setzte schnell hinzu:

„Ich hätte Dir eine Mitgift gebracht, aber böses Wetter wollte es nicht. Meine Namensschwester, die Tina ist im Sturme untergegangen, und es kommt hoch, sehr hoch zu stehen, sie wieder zu erzeigen.“

Asmus Lelenmerz hielt zaghaft glücklich die Hand um ihre Schultern gelegt; er hörte nur halb, fiel mit noch beherrschungsunfähig schwankender Stimme ein: „Und Du willst sie nun wieder bauen, — natürlich, — ich will gleich —“

Einen Moment die Augen schließend, wiederholte Tina: „Sehr hoch kommt's, — es sind vierzigtausend Thaler, die ich

brauche. Ist's Dir nicht zu viel, Deine Frau so theuer zu erkaufen?“

Nun schwand zum ersten Male das noch Unsichere aus Lelenmerz' Gesicht, und ein inneres Jauchzen seiner Stimme nur kaum unterdrückend, antwortete er:

„Wenn ich betteln müßte, um mit Dir zusammen zu leben, welch' ein Mensch des Glückes wär' ich! Dich zu erkaufen, Tina? Ich weiß, dafür reicht kein Geld und kein Preis der Welt aus, denn es giebt auf der Erde nur Eine, die keine Eignisucht kennt, und die will meine Frau sein. Wenn Du mir sie noch einmal verleumdest, — weiß Gott, ich unterstehe mich und schließe Dir den Mund so zu, daß er nicht weiter sprechen kann.“

Der Schüchterne hatte im Uberschwange des Gesentes, das der Morgen ihm gebracht, Muth gewonnen

und blickte bei seiner Drohung schalkhaft-scheu auf die heute ungewöhnlich blaffen Lippen Tina's.

Der Weg von der Stadt bis zum Lelenmerz'schen Gute erforderte nur ungefähr drei Viertelstunden, und so war's noch immer Morgenfrühe, durch welche die Tochter des Senators zurückkehrte. Sie hatte das Herrenhaus nicht betreten; ihr neuer Verlobter begriff, daß sie sich um diese Stunde nicht dem verwunderten Gassen der Leute auf, dem Hofe aussetzen mochte, und es drängte sie wieder heim, da ihr Vater sich von der Unglücksbotschaft des Schiffbruches sehr angegriffen zu Bett begeben habe. Doch sie hoffte, am Nachmittage mit ihm abermals heraus zu kommen, um Alles, was nun hergerichtet werden sollte, zu besichtigen und so zu



Ungarischer Urlauber. Von A. von Schwarzenfeld. — Siehe Seite 46.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

berathen, wie es ihr als der künftigen, — baldigen, — Herrin auf dem Gute am besten gefallen werde. Auf diese Rathschlagung mit ihr zusammen freute Asmus Velenmerz sich „unbändig“, so leid ihm das Mißbefinden des „Herrn Senators“ that. Aber dies werde gewiß rasch vorbeigehen, der Geldverlust von den vierzigtausend Thalern sei ja nicht der Rede werth, dazu brauche er nicht einmal eine Hypothek auf den Hof zu nehmen, sondern könne die kleine Summe von angelegten Erträgen aus den guten letzten Jahren rasch beschaffen. Die glückstrahlende Miene des Sprechers drückte aus, es war ein Nichts für das ihm zugefallene große Los des Lebens; ein köstliches Dankgefühl erfüllte ihn beschwichtigend, daß er etwas thun, einen Beistand leisten könne, nicht nur mit habgieriger Hand sich unverdient eines unermeßlichen Schapses bemächtigt. Selbstverständlich war's ja, daß seine Braut ihm gleich nach dem Eintreffen der üblen Nachricht vertraute, was sie für ihren Vater bekümmerte, ihm die Möglichkeit bot, ihr eine kleine Freude zu bereiten. Sie theilte ihm ein Geschenk damit zu, die schönste Mitgift, die er von ihr empfangen konnte; denn dasjenige, was Anderen sonst als solche wünschenswerth erscheinen mochte, das kalte, freudlose Geld besaß er ja selbst, wußte, wie nichtig es an sich sei, daß man sich kein Lebensglück damit zu erkaufen vermöge. Nein, — er mußte halb närrisch vor sich hin lachen, wie er jetzt am Rande des Baumganges stand und der auf der Straße Davonschreitenden nachwinkte, — für Gold und Silber Lebensglück, eine Frau, Tina Sundermann kaufen! Undenkbarer hätte nichts auf Erden sein können.

Auch sie winkte einige Male mit der Hand, dann verdeckten Feldzäune den Rückblick; darüber gewahrte dieser nur noch die hohen, dunklen Ulmenwipfel aufragen. Ein paar Athemzüge lang hielt Tina umgewendeten Gesichtes an. War es ein Traum gewesen, daß sie eben dort gestanden, — eine Fortsetzung des Traumes, der in der Mondmitternacht begonnen, als sie ihren Bruder auf dem Rande ihres Bettes sitzen zu sehen vermeint?

Nein, diese glanzhelle Morgenröthe war kein Traumgebild; ihr Licht und ihre Wärme sprachen zu vollwachen Sinnen. Nur anders hatten die Goldstrahlen gestern auf dem Grün der Blätter gelegen, als Tina durch die mittägige Stille des Hauses in den Garten hinausgeblüht und ein altes Volkslied vor sich hingesummt.

Ihr Kopf machte einen kurzen, festen Ruck, als werfe sie etwas von den Augen ab, und sie ging weiter. Rascher jetzt; die Kirchturmuhr der Stadt trug ihr Glockenschläge entgegen, es war die achte Morgenstunde. Wie genau sie den Schlag kannte, er vibrierte ihr seltsam nach. Tausendmal hatte er sie zur Schule gerufen, ihren verspäteten Schritt hastig-unruhig zum Lauf beschleunigt.

Kinderorgen und -Angste, welche wunderbar seltsame Zeit! Wie von der Hand einer Vorsehung, von der Vaterhand behütet, die gleich der Sonne alle Vangen regenden Wolken immer wesentlos zergehen ließ. Kein Dank vermochte je dafür zu vergelten.

Da lag unter der Hügelwölbung wieder die blaue Seebucht hingelehnt, drunten davor die Stadt mit den braunen Dächern, zur Rechten und Linken weit übersehbar stilles Gefild, Felder, Wiesen und Holzungen. Hier und dort blühten helle Punkte auf, loschen aus und kehrten gleichartig wieder; es waren Sensen, die den Roggen schnitten. Man sah es den Mienen der Landleute an, das Jahr brachte reiche Ernte, trotz den Hagelstürmen, welche die letzten Wochen mit sich geführt. Wo diese hineingeschlagen, lag freilich die Hoffnung vernichtet, aber es hatte nicht Viele heimgesucht, weitaus die Meisten waren verschont geblieben. Das Unheil kam nur strichweise, betraf nur Einzelne, und die Gesamtheit ward nicht dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Sie brachten fröhlich ihre Ernte ein, dankbar gegen eine gute, väterliche Vorsehung. Den Vereinzelteten, die mit leeren Händen daneben standen, mochte es allerdings schwer fallen, an jene zu glauben, ebenfalls Dank zu empfinden. Das ließ sich auch wohl nicht von ihnen fordern, doch ein Anderes dafür, sich ohne Reid und ohne Klage fest und still in's Unabänderliche zu fügen. Vielleicht hatten sie es vordem, in anderen Jahren, gut gehabt; das war das ihnen Zugemessene gewesen. Und wie es sein mochte, für eine willensstarke, gesunde Natur blieb es unwürdig, nutzlos und thöricht, in vergeblicher Auflehnung zu murren.

Nun zog zwischen dem Aufblinken der Sensen eine andere Bewegung den Blick Tina's an sich. Etwas Helles und Farbigen im Grün, auf dem Fußsteige über eine Weidefoppel daherkommend, ein Strohhut und ein weibliches Sommerkleid, doch offenbar nicht Landleuten angehörig. Auch sprach Bekanntes für Tina daraus, wie unwillkürlich ihr scharfes Auge sich darauf befestet; dann verblieb ihr kein Zweifel, ihr Bruder und Dode seien es, die mit einander durch die Niederung dem Garten zuschritten. Manchmal hielten sie kurz an, zu

welchem Zwecke ließ sich nicht erkennen, nur daß sie dann dichter zusammenrückten, wie zu einer einzigen Gestalt wurden. Follart aber war Derjenige, nach welchem seine Schwester zunächst zu suchen im Sinne trug; den günstigen Zufall nützend, ließ sie jetzt, um den drüben Gehenden an der Ausmündung des Feldpfades in den breiteren Weg zuvorzukommen. Dies gelang ihr über Erwarten, denn an der Kreuzungsstelle eingetroffen, gewahrte sie noch nichts von ihnen, sodaß sie ungeduldig den Trittschritt des Fußsteiges überstieg, ihnen um einen Zaunwinkel hin entgegen zu sehen. Da traf ihr Blick Beide dicht vor sich, stehengeblieben und sich mit den Armen umfaßt haltend. Sie erschrak unwillkürlich etwas beim plötzlichen Hervortreten der weiblichen Gestalt, die, wortlos von dem Anblicke überrascht, in kurzer Enttörmung von ihnen anhielt. Dann erkannte Follart sie, trat rasch auf sie zu und sagte: „Dode ist meine Braut, — ich wollte zu Dir, Schwester.“

„Deine Braut?“

Tina wiederholte es mit einem Tone des Nichtbegreifens, doch zugleich mit einem sonderbaren, wie nach innen zurückbeugendem Ausfluge der kurzen Worte. Und unbeweglich starr hasteten ihre Augen während der Dauer eines Herzschlages auf dem lebensfreudig blühenden Antlitze Dode's.

Ohne Reid und Klage!

Nun streckte ihre Hand sich hastig vor: „Ich suchte auch nach Dir, Follart.“ Sie nahm seinen Arm: „Gleich, Dode! Ich muß nur ein paar Worte mit ihm sprechen.“ Ihn mit sich fortziehend, fragte Tina:

„Weißt sie —?“

„Nichts. Ich kann's ihr nicht —“

„Warum solltest Du's auch? Es ist ja nichts.“

Er wandte befremdet den Blick in ihr Gesicht. „Was hast Du, Schwester? Ich verstehe Dich nicht, — Du siehst sonderbar heiter aus.“

„Wie sollt' ich's nicht, wenn ich Euch Beide glücklich sehe, — so unerwartet, — daß ich's noch nicht fasse, nur nicht zweifeln kann, daß es so ist.“

Sie zog seine Hand in ihre und fuhr, leise sprechend, schnell fort: „Wir haben heut' Nacht schlimm zusammen geträumt, Follart, wie wir's wohl auch als Kinder einmal gethan. Aber gottlob, es ist heller Morgen und war nur ein Traum. Gehe nach dem Rathhause und nimm den Brief, den Du geschrieben, wieder an Dich; Du wirst Bürgermeister in unserer Stadt bleiben, es fortan in Wirklichkeit sein, denn unser Vater wird, nach seinen Jahren der Ruhe bedürftig, sein Amt niederlegen, damit er sich seinem durch den Untergang der „Tina“ gefährdeten Handelsgeschäfte allein hingeben kann. Du hast Dich getäuscht in dem, was Dich gestern erschreckte; es war ein Kapital vorhanden, das nicht in Anschlag gebracht worden. Die Rechnung des Hauptbuches stimmt, nur ein Versehen in der Eintragung hat stattgefunden, das in den nächsten Tagen richtig gestellt sein wird. Deiner Einsicht wird es nicht schwer fallen, dies in der nöthigen Weise in's Werk zu setzen. Frage mich jetzt nicht; Dode begreift nicht, was ich so lange mit Dir allein spreche. Meine Hand sagt Dir, Du kannst Dich ruhig auf das eben Gehörte verlassen. Es ist die Hand Deiner Schwester, die Dich nie getäuscht hat.“

Tina ließ jetzt den Arm des Bruders, wandte sich und ging rasch auf Dode zu. „Du Follart's Braut? Ich mußte erst von ihm hören, wie das Unglaubliche so plötzlich geschehen. Also Liebe war die Feindschaft zwischen Euch? Wer hätte so schönen Ausgang von ihr erwartet! Du Glückliche!“

Sie schloß Dode fest in die Arme und küßte sie schweizerlich, wieder und wieder. Follart kam ebenfalls heran und stand mit vergeblich umsuchenden Gedanken daneben, doch in seine Augen war der Glanz der frühen Morgenstunde zurückgekehrt, als er, die Geliebte zuerst umfaßt haltend, alles drohende Dunkel der Nacht vergessen. Nicht zu enträthseln war's, was geschehen, aber ein Blick der Schwester sprach ihm nochmals: „Glaube und sei glücklich!“ Ihre Lippen fügten nach: „Nun laßt uns nach Hause gehen, es auch dem Vater zu verkünden, — welch' schöner Tag!“

Sie drehte das Gesicht bei den letzten Worten und blickte in die goldfunkelnde Sonne; Dode griff nach ihrer Hand: „Du Gute, Liebe, die unser Glück so freudig macht!“

„Gewiß, doch,“ — ein Kopfschütteln und ein Lächeln begleitete die Erwiderung Tina's. — „Güte und Selbstlosigkeit ist leider nicht allzu reichlich dabei. Ich besitze wohl Grund dazu, denn ich habe mich gleichfalls heute Morgen verlobt.“

„Du?“ Von zwei Seiten flog es wie aus einem Munde, und Dode wollte hinzuweisen: „Mit —“

Rasch fiel Tina ein: „Ja, mit Asmus Velenmerz. Am letzten Abend, als er bei uns war, fragte er mich, — Eure feindselige Liebe hat natürlich nicht darauf geachtet, hatte Wichtigeres zu thun. Er bat mich, zu überlegen; das brauchte ich eigentlich nicht mehr, denn ich weiß seit Langem, er ist ein vortrefflicher Mensch,

wie eine Frau ihn nur wünschen kann. Und ich wußte auch, wie er auf die Antwort warte, und da der Morgen so schön war, ging ich selbst hinaus und brachte ihm mein Ja. Ihr seht mich an, — es hat wohl ein Bißchen eitel geklungen, daß Jemand so auf eine Antwort von mir harre? Aber er that's doch.“

Sie lachte fast übermüthig dazu. In den Augen Follart's zuckte etwas, und sein Blick suchte mit einem schredhaften Ausdrucke wie in's Innere des Gesichtes der Sprecherin einzudringen, glitt aber fruchtlos an der ruhigen Oberfläche desselben ab; so heiter hatte er seine Schwester nie gesehen. Sie sprach fröhlich weiter: „Welche Ehre wird es für mich sein, wenn ich mir das Vergnügen mache, den Herrn und die Frau Bürgermeister nachbarlich zu mir zu Tische zu laden und ihnen zu besserer Bequemlichkeit meinen Wagen in die Stadt schicke.“ Follart hielt den Arm wieder um Dode gelegt, und die Drei schritten der Rückseite des Gartens entgegen.

Asmus Velenmerz hatte nach dem Fortgange Tina's keine Ruhe gefunden, sich weiter landwirthschaftlicher Aufsorge hinzugeben, ebenso wenig vermochte er geduldig auf ihre verheißene nachmittägige Wiederkunft zu warten. Er begab sich in seine Schreibstube, ließ darin ein paar Minuten in zwecklos-un sinniger Hast hin und her, stand einmal und lachte wie närrisch die Wände an. Dann riß er plötzlich das Fenster auf, rief auf den Hof hinaus: „Anspannen! Schnell!“ Und mit glückstrahlendem Gesicht, doch zitternd fliegenden Fingern suchte er in einem Kasten schrank eine Anzahl von Papieren zusammen; man hätte nicht geglaubt, daß seine nüchternen Augen so zu leuchten im Stande seien. Draußen tönte schon ein Rollen und Pferdegeschlappen, ein eleganter Jagdwagen bog um die Ecke vor die Thür, aus der Velenmerz im nächsten Augenblicke hervorkam. Ein kurzer Wink: „Bleib! Ich fahre selbst!“ ließ den Kutscher vom Bode abspringen, auf den der Gutsherr sich, eilig die Zügel ergreifend, emporschwang. Ein Peitschenschlag, und das feurige Geißel flog durch den dunklen Baumgang davon, schwenkte nach Sekunden schon droben zur Rechten in die Landstraße um und jagte der Stadt zu. Die beiden Kappen mochten über das ungewohnt häufige Klitschen der Peitschenschmür an ihren Ohren vorbei verwundert sein, aber sie hatten wie immer ihre gute Morgenhafer-Ration vorgefetzt gehabt, und das blitzgeschwinde Traben machte ihnen selbst Vergnügen.

So geschah's, daß der Wagenlenker noch Vorjprung vor Tina gewann, rascher noch als sie die Stadt erreichte. Er wollte am Hause des Senators vorüberfahren, zum Markte, an dem sich die Wohnung seines Bankiers befand, doch nun sah er gerade seine Braut mit ihren Begleitern durch's Feld gegen den Gartenrand herankommen. Das war zu viel, um seine Absicht nicht für den Augenblick über den Haufen zu werfen; ohne sich zu besinnen, riß er die Zügel plötzlich zurück, sprang ab und ließ, Pferde und Wagen stehen lassend, den drüben Wahrgenommenen entgegen; man hätte auch nicht geglaubt, daß er zu solcher unvorsichtigen Achtlosigkeit im Stande sei. Doch, wie die Anderen nun herankamen, stand er, mit dem ganzen Gesichte strahlend und lachend, am Zugange des Gartens und empfing seine Verlobte mit den Worten: „Ich dachte noch vor Dir mit dem Bauholze für die neue Tina' da zu sein, aber es hat doch nicht gereicht, daß ich vorher bis an den Markt hin und zurückgekommen. Ich bin so faumselig bei Allem, Du mußt mich erst besser erziehen.“

Sie verstand, was er mit dem „Bauholze“ ausgedrückt, ihr Gesicht zeigte keine Ueberraschung, daß er hier sei, von ihrem Munde kam nur die Erwiderung: „Sie sind, — verzeihe, es ist mir noch ungewohnt, — Du bist so gut.“

Follart und Dode waren ein wenig zurückgeblieben; bei dem letzten Worte fiel jählings eine weiße Bläse über die Züge der Sprecherin, hinter ihr sagte eine fröhliche Stimme: „Guten Morgen, Fräulein Tina! Wie steht's mit der Segelfahrt? Der Wind könnte nicht besser sein, als heute.“

Eine Secunde blieb die Angesprochene noch abgewandt stehen, als ob sie nichts vernommen. Doch dann drehte sie rasch den Kopf: „Guten Morgen, lieber Freund. Ihre Aufmerksamkeit ist sehr liebenswürdig, aber heute kann ich den guten Wind nicht mit benutzen. Da Sie gerade dazukommen, will ich's Ihnen gleich als dem ersten unserer Freunde mittheilen, daß Sie mir Glück wünschen können, weil ich mich eben mit Herrn Velenmerz verlobt habe.“

Der junge Kapitän Heinrich zur Rodden griff plötzlich mit der einen Hand nach dem Gartengeländer neben ihm. „Verlobt? Sie? Und wie an seinem Gehöre zweifelnd, sah er ihr, gleichartig wie sie eben zuvor erblaßt, starr in's Gesicht.“

„Ja, Dode und ich haben es zusammen heute Morgen gethan; bei uns Beiden war die Absicht schon länger vorhanden.“

Wir suchen in geistiger Beziehung die schöne Dauer, in allen anderen Dingen aber den reizvoll bethörenden Wechsel bei der Frau.

Und diesen reizvollen Wechsel kann uns ein und dieselbe Frau bieten mit ein wenig erlaubter Koketterie, besonders in der Ehe, wo die Alltäglichkeit und die Einförmigkeit alle Poesie und damit nur zu oft auch die Liebe zu ersticken drohen.

Barben d'Aureville, der letzte Klassiker des französischen Romans, sagt von einer seiner Heldinnen sehr bezeichnend: „Das ist keine Frau, das ist ein Serail!“ Diese seltene Frau versteht es nämlich, täglich neu zu sein und auf diese Weise den treuhesten Löwen der vornehmen Pariser Welt für immer an die Kette zu legen.

In ähnlichem Sinne kann jede Frau, die von dem Manne ihres Herzens immer mit der gleichen Wärme geliebt sein will, ohne Gefahr für ihre Jugend ein Serail sein.

Sie kann, sobald sie nur will, mit Hilfe der Toilette das Auge, durch die feine Symphonie der Töne das Ohr, und durch eine kluge Strategie des Geruches die „Seele“ täuschen, bezaubern, ihrem Einflusse unterwerfen.

Ich kenne eine kluge und schöne Frau dieser Art, die ihren Mann seit Jahren an ein einsames Bergschloß des Böhmerwaldes gefesselt hält.

Sie ist ein wahrer Protens. Sie erweckt, kurz geschürzt, in der Lodenjoppe, den Hut mit dem Gemshorn auf dem Kopfe, in faltigen Stiefeln einhersehrend, von einem kräftigen Parfüm von Nichten und Tannennadeln umgeben, die Illusion des Waldes und einer wilden Jägerin, um dann wieder im steifen Bertalrode umherrauschend, frische Blumen an der Brust, einen köstlichen Deuseruch um sich verbreitend, zu einer frühlingssüßen Land-Anschuld zu werden. Ein Häubchen auf dem blonden Scheitel, eine weiße Schürze vorgebunden, entzückt sie durch die Melodie ihres flirrenden Schlüsselbundes und einen aus den Gerüchen von Gold-Reinotten, Linzer-Torte und Wild-Pastete gemischten Speisekammer-Duft in dem Sinne Schiller's: „Am Hause waltet die züchtige Hausfrau!“ Ein türkischer Schlafrock, ein buntes Tuch malerisch um den Kopf gewunden, ein exotischer Duft von Myrrhen oder Aloë, — und eine Sultanan aus Tausend und einer Nacht ruht auf den Kissen der Ottomane, während wieder die behagliche Pelzjacke, wie wir sie auf den Kabinetts-Stühlen holländischer Meister sehen, dieselbe Frau zur holden Herrscherin umgestaltet, die sie ja freilich immer ist und bleiben wird, so lange sie nicht die Mode des Advokaten anzieht oder sich das Vergnügen macht, uns — zahnärztlich zu behandeln.

Rachtrieb verboten.

Strandbilder aus Holland.

Auf ihrem Posten.

Von Wanda Bartels.

Mit drei Abbildungen von Hans Bartels.



ort, wo der gelbliche Klinkerweg, der das Dorf nach der Seeseite abschließt, an der alterthümlichen Kirche endet, gerade dort liegt das Wacht haus.

Das rothe Ziegelbadch reicht tief hernieder; die Mauern, in die der scharfe prickelnde Seefand tiefe Löcher getroffen, neigen sich müde zur Seite; müde hängt die einstmal blau gestrichene, verbläute Thür in ihren Angeln, und trüb und müde blinzeln die vergilbten Fensterscheiben, denn das Wacht haus ist alt, uralte. Uralte ist auch die dunkelbraune, nach Heringslake riechende Pfütze vor der Thür, von der Niemand weiß, wie sie dahinkommt,

und die doch Sommer und Winter vor dem Wacht hause steht, und uralte sind die beiden Männer, die das Wacht haus bewohnen.

Wie alt sie sind? Ja, du lieber Gott, wer wüßte das zu sagen. Sie sind noch aus der „todtaurweissen“ Zeit, das ist die aller-allerälteste Zeit, auf die man sich besinnen kann: die Zeit der Franzosenkriege unter dem ersten Napoleon. Das sieht man außer an ihren faltigen, dunkelbraunen Gesichtern am besten aus ihren Kleidern, die sie so tragen, wie sie in der „todtaurweissen“ Zeit Mode waren: Den Cylinder mit ganz schmalem Rande, die schwarze Jacke mit weiten Ärmeln, die nur bis zum Ellbogen gehen und das rothe Hemd bis zum Handgelenk frei lassen, Anichosen, schwarze Strümpfe und große weiße Holz-Klumpschuhe.

Ja, sie sind uralte, die beiden Wacht männer, aber trotzdem immer noch auf ihrem Posten in dem bauwürdigen Wacht hause. Ob es draußen stürmt oder ob die Sonne scheint, sie müssen mit ihren Fernrohren den Horizont bewachen und es dem Dorfe melden, wenn eines oder das andere der Heringsboote heimkehrt, damit man die Maßregeln zur Landung treffen kann, oder auch die Signale, daß das Boot nach Vlaardingen muß, wenn die Landung an Ort und Stelle nicht möglich. Das ist ihr Amt.

Im Sommer, wenn der leuchtende Vollmond über dem Meere flimmert, dann ist es leicht genug, aber im Herbst war es manchmal schon hartes Werk für die Alten in den vielen, vielen Jahren. Aber sie haben ihr Amt stets getreulich erfüllt: jedes ankommende Boot fand sie auf ihrem Posten, und die Menschen dachten, es würde immer so bleiben; Niemand dachte sie abzulösen.

Aber einmal kam es anders.

Es war im September. Der Winter war noch nicht da, aber er schickte seinen Boten, einen hübschen, heißen Wind vor sich her, der dem Meere sein Nahen verkünden sollte. Und der Wind kannte seine Aufgabe. Er strich von England her über die See und küsterte den Wogen seine Vorhersage zu: daß des trügen Sommers Herrschaft zu Ende, und die Wogen bäumten sich unter seinem Athem und hoben die weißen Häupter, um nach dem Winter auszuspähen. Weit, weit hinaus bis zum Horizont reckten sie sich eine über die andere, um sich jauchzend zu überstürzen, wenn sie des Winters Wahrzeichen in dem ge-

ballten Gewölk wahrgenommen. Immer hastiger reckten sie sich auf, gelb vom Sande, den sie vom Grunde heraufwühlten, um ihn im Auseinandererschäumen auf den Strand zu werfen. — Was für Berge von Sand sie bewegten, dem Einzuge des Winters zu Ehren! Ein Welle schob ihn der anderen zu, den schweren gelben Sand, und sie häuften ihn am Strande in dicken, nassen Wellenlinien. Dann kam der Wind und blies darüber hin mit seinem langen Athem, bis die ersten Körner trocken vor ihm herflogen. Das war ein Spaß! — Der Wind hinterher, allen Sand ringsumher aufräufend und vor sich her treibend — über die mühsam gepflanzten Reihen des raschelnden Strandhaferes, — hei, die steile Böschung hinan, die die Menschen zum Schutze gegen das Meer erbauten, — über die Straße und die schwarzen Jänne, — ganze Fluthen von knisterndem Sande, die sich weich und leise über Alles rings ergießen. Er häuft sich an den Jännen und wächst daran empor wie ein Wunder, bis er sie übersteigt und, die winzigen Höfe hinunter rieselnd, Holzschuhe, Eimer und was da steht, wie im Spiele begräbt.

Ja, wie im Spiele. Hierhin, dorthin treibt der Sand, als sei das Begrabene immer noch nicht so recht der Mühe werth, als suchte er etwas, — etwas, — nun ja, wo es sich lohnt, den ganzen Athem einzusetzen, — und knisternd fährt er die lange Dorfstraße hinab, bis hinunter an die alte Kirche und daran vorbei, bis an das Wacht haus.

Das ist ein Pfah! Wie gemacht zum Ausruhen für Sand und Wind. Wie ein Regen fallen die Sandkörner in die dunkle Pfütze vor der Thür, wieder und wieder; jeder Athemzug des Windes bringt neue rauschende Wolken von Sand, die in der Pfütze versinken, bis sie auf einmal, auf geheimnißvolle Weise aus der dunklen Masse wie ein kleiner Berg auftauchen, wachsen, — wachsen um schmale helle Streifen, wie leise tastende Finger nach der Schwelle des Wacht hauses zu strecken. Was die Pfütze für Anstrengungen macht! Immer wieder dringt sie in dunklen Flecken durch den Sand; aber der Wind und der Sand sind stärker, als die armelige Pfütze, — nicht lange, und eine schiefte kleine Welle von Sand liegt anstatt ihrer als Wächter vor der Schwelle des alten Wacht hauses.

Das war ein Sieg; freilich ist es Abend geworden unterdessen. Die Sonne schläft und die Menschen schlafen, nur der Sand und der Wind knistern weiter in der schweigenden Nacht.

Außer ihnen sind nur noch zwei im ganzen Dorfe, die da wachen, das sind die „aurweissen“ Männer in dem alten Wacht hause, an dessen Schwelle der Sand wächst.

Sie brauchen keinen Schlaf; sie meinen, daß nun bald für sie eine Zeit kommt, wo sie genug Schlaf haben werden; sie sitzen drinnen in dem niedrigen braunen Zimmer auf ihrem Posten. Vor dem großen Fenster steht der viereckige Tisch, an dem sie sitzen; von der Pfütze haben und von Rhin drüben. Es ist ganz dunkel drinnen, nur das winzige Lichtchen, das



auf dem Delglase unter dem Theewärmer flimmert, wirft einen matten Schein über die Alten. Sie sehen in der Dunkelheit so feierlich aus, wie sie unbeweglich, mit den hohen Cylindern auf den Köpfen, in ihren Stühlen sitzen; von der Pfütze raucht eine kurze weiße Kalkpfeife, und von Rhin raucht eine ebensolche, wie es ganz selbstverständlich ist, denn was der Eine von ihnen thut, das thut der Andere auch, alle die vielen, vielen Jahre hindurch. Der Rauch zieht feierlich und langsam über den Tisch und erröthet, wenn er über das Flämmchen des Theewärmers hin streicht; wahrscheinlich über seine eigene jugendliche Unruhe, die ihn nicht auf einem Flecke verweilen läßt und die so gar nicht zu der feierlichen Umgebung der „aurweissen“ Männer paßt. — Aber der Rauch kann nichts dafür, ebenso wenig als von der Pfütze und von Rhin für ihre eigene „todtaurweisse“ feierliche Ruhe können.

Auf einmal steht von der Pfütze auf und schaut hinaus.

„Eine schöne steife Brise,“ jagte er.

„Van Rhin steht auch auf.“

„Eine sehr schöne Brise,“

sagt er, und dann setzen sie sich wieder hin, und der Rauch ringelt sich ein wenig lebhafter über dem Theewärmer.

„Gerade wie Anno 1825,“

sagt van der Pfütze.

„Gerade so,“ sagt van Rhin.

„Als die drei letzten Boote von Schottland kamen,“ sagt van der Pfütze.

„Gerade so,“ sagt van Rhin, und sie rauchen wieder.

„Könnten wohl heute die letzten drei von Schottland kommen für dies Jahr,“ meint van der Pfütze.

„Das könnten sie,“ sagt van Rhin.

„Eine schöne Brise dafür,“ sagt van der Pfütze.

„Eine sehr schöne Brise,“

bestätigt van Rhin; und dann ist es still. Ganz still rings umher. Die Nacht hat ihre großen Fittiche über das Meer gebreitet und hält es im Zaume, sodas die Wellen nur noch im großen, festen Taktschläge auf den Strand rollen. Der Sand knistert draußen an der Thür, an der er leise hinaufklimmt; leise rüttelt der Wind das große Schiebefenster, vor dem es wie eine Mauer von draußen in die Höhe wächst; leise rollt der helle Sand durch die Spalten auf den rothen Ziegel-Fußboden, — die beiden Alten merken es nicht.

Ihre Gedanken wandern zurück in die „todtaurweisse“

Zeit, die so viel schöner war als heute, und der Sand wächst von draußen um das Haus und schließt sie ab von jedem Tone, der sie daraus zurückrufen könnte.





Wäscherinnen am Gardasee. Von Ettore Tito. — Siehe Seite 46.
Aus einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

